

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse

Band: 119 (1968)

Heft: 7-8

Artikel: Simon Gfeller und der emmentalische Wald

Autor: Käser-Häusler, Regina

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-765577>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Simon Gfeller und der emmentalische Wald

Von *Regina Käser-Häusler*, Bern

Oxf. 904:907.6

Nicht ohne Bedenken ist die Überschrift dieser kurzen Betrachtung geschrieben worden. Oskar Reinhard hat in seiner Arbeit «Waldbauliches bei Simon Gfeller» (erschieden in der Januarnummer 1959 der vorliegenden Zeitschrift) so vieles und Wesentliches ausgesagt, daß ich mich stofflich beschränken muß. Auch ist mir, als ob Simon Gfeller, der mir vom Vortragspult und von einem Spaziergang über die Egg her in lebendiger Erinnerung geblieben ist, mahne: «Bescheiden bleiben, ja nicht in Stimmungen machen!» Er hat alles, was nur gefühlvoll war, von sich gewiesen, und dies mag auch der Grund dafür sein, daß er sich schon zur Zeit seines «Heimischbach» (G. E. VII), um 1910, innerlich von einem andern Walddichter entfernt hatte. Peter Rosegger gehörte anfangs zu seinen Lieblingsdichtern; bald einmal wurde er sich klar, wie viel realistischer er selber dachte und schrieb. Dieser Wirklichkeitssinn und die Vorliebe für die kleine, klar durchgearbeitete Form führten ihn immer mehr zurück zu dem «alten» Johann Peter Hebel. Selbstbescheidung und Selbstkritik waren ihm in ausgesprochenem Maß eigen, Heimattreue in einer, vielleicht nur dem emmentalischen Menschenschlag eigenen, nüchternen Prägung. Deshalb gilt unser Blick ja auch nur dem Wald seiner engeren Umwelt, den Hügelrücken und stotzigen Waldpörtern des Emmentals und ihrem Niederschlag im Werk unseres Dichters. Zuweilen tritt uns hier der Wald selbst, gleichsam losgelöst von dem übrigen Stoff, entgegen; meistens ist er durchwirkt von seinem eigenen Leben. Diese Gegenwärtigkeit ist wichtiger als bloßes Anempfinden, dauerhafter als eine gefühlstränkte Einzelbegegnung. Eine auf Nützlichkeit und gegenseitige Abhängigkeit gegründete Symbiose, wie sie der Emmentaler Bauer mit dem Walde errichtet hat, kann zu einer seelischen Lebensgemeinschaft werden.

Der Dichter Simon Gfeller hat diese Gemeinschaft dargestellt, einmal in den lustigen Sprüngen seiner «Müschterli», aber auch bedachtsam schreitend. In seinem Werk lassen sich dazu die verschiedenen Stationen ablesen. Eine Station fehlt in dieser äußerlich bunten, innerlich stetigen Folge: die Sehnsucht nach dem Walde und die Verherrlichung seiner Geheimnisse. Für Simon Gfeller war der Wald eine Wirklichkeit, unentbehrlich, unangefochten. Er bezog ihn ohne Angst um seinen Bestand, ohne bewahrenden Eifer in sein Werk ein. Der Wald beherrscht sein Dichten nicht; aber er

bietet den verlässlichen Umkreis, vielleicht auch den festen Grund. Dabei mag auffallen, daß er in seinem nicht schriftstellerischen, aber dichterischen Erstling «Heimisbach» den Wald kaum erwähnt. Hier ging es darum, den Lebenskreis des jungen Lehrers abzustecken, sein Verwachsen mit den Menschen in Bildern festzuhalten, in Erzählungen zu entwickeln. Das Verhältnis zum Wald bedurfte solcher Auseinandersetzung nicht.

Im Februar dieses Jahres sind wir aus Thal, einem Schulkreis des neu benannten «Heimisbach» — dem früheren Dürrgraben —, zum Zugut hinaufgewandert. Dort, auf dem ehemaligen Küheranwesen, ist Simon Gfeller geboren und aufgewachsen. Die Sonne hatte die Halden schon ausgeapert, die Hühner ergingen sich im ersten Grün, doch schattseits lag verharschter Schnee, und das Sträßchen war blau vereist. Der schmale Fahrweg verläuft dem Bach entlang. Hier ist der junge Simon zur Schule gewandert. Sicher hat er beim «gsatzligeren» Heimweg den weißen Wellen des Baches zwischen den Schneekuppen zugeschaut, die Haselzöttchen ins Auge gefaßt. Straße und Bächlein sind später bei ihm zum lieblichen dichterischen Bild geworden. Zu beiden gehört der kleine Schachenwald. Er umfaßt das meiste, was auch der topographisch so reich gegliederte Wald zu bieten hat: Erlen und Eschen, Haseln, kleine Rot- oder Weißtannenbestände; Weiden, auch etwa einen Ahorn oder Waldkirschbaum. Der Graben zieht sich gegen die Hügeltiefe bis zu einem Kreuzweg. Der Lichtgutgraben zur Linken, der Laternengraben zur Rechten lassen uns zweifeln. Schließlich wählen wir den beim Höherwandern linksseitigen Lichtgutgraben als Fortsetzung. Bald nimmt uns der Wald auf; der Weg wird steiler, doch immer noch ziehen sich Fahrinnen hin. Vielfach durchkreuzen Tier- und Menschenspuren den Hang. Die Sonne zeigt uns den Weg in die Höhe, und wie wir aus dem Wald heraustreten, liegt Simon Gfellers Geburtshaus vor uns. Niedrig und fast ärmlich kauert es da, dreiseits Wald mit einem merkwürdigen Saum von Lärchen. Der Bauer auf dem Zugut, der heute dort eine Kälbermast betreibt, äußert sich kritisch über diese Bäume, die im Emmental eine Seltenheit sind. Sie nadeln im Herbst und verursachen viel Arbeit, wenn der Waldrand geputzt werden soll. Sie mögen mehr als hundert Jahre alt sein. Bildeten sie wohl einen Ausläufer jenes kleinen Bestandes, den die bernische Forstverwaltung seinerzeit anlegen ließ? Für Simon Gfeller waren diese «Lerchen», ohne daß er es je ausgesprochen hätte, so etwas wie Kinder einer schönen, fernen Welt. Er spricht in «Drätti, Müetti u der Chlyn» (G. E. V) von dem seidigen Gras, das unter ihnen wuchs, aber auch von dem Bettlerpack, das sich dort am Schatten wohl sein läßt, während die Zugutleute — er nennt sie «Waldgüetlers» — schwere Feldarbeit verrichten. Um das Maß an Arbeit der Familie Gfeller abzuschätzen, müssen wir bedenken, daß sie neben dem vom Staate gepachteten Zugut noch ihr eigenes steiles Anwesen bewirtschafteten und daß der Vater das Amt eines Staatsbannwartes versah. So ist der Jüngste der Familie, Simon, im Zeichen des Waldes aufgewachsen. Als

Kleinkind weiß er sich aufgehoben in der mütterlichen Liebe und unter dem Schutz der mächtigen Linde vor dem Hause. Ihr Geäst war ein richtiges Wäldchen, unter ihren Wurzeln badeten die Hühner, die Kleine warf hier mit rotkalten Händchen die dünnen Blätter dem Herbstwind zu. Der ganzen Familie bot der Baum Schatten beim Imbiß, Ruhe nach dem Tagwerk, Platz auf seiner Bank beim sonntäglichen Musizieren.

Mit der Zeit weitet sich der Blick des Buben. Der alte Sauergrauwech an der Wetterwand der Hütte und seine Gespanen in der Hofstatt bilden den größeren Garten, den jetzt der dunkle Waldkranz begrenzt. Hier öffnete sich für Simon der zweite Lebensraum. Bald ahnt er die Tiefe des Waldes, eines großen Unbekannten. Er fragt: «Wo wohnen die Löwen, die Bären?» Die Älteren antworten: «Im Walde.» Unser aufgeklärter Sinn möchte diese Ausflucht ablehnen, und doch war sie angemessen. Der Waldhang mit seinen Dornen, dem Gestrüpp und kleinen Felsen hätte dem Kleinen gefährlich werden können.

Wie der heranwachsende Simon Gfeller dem richtigen Wald näherkommt, wie er ihn betritt, durchstreift, schließlich beobachtet: all dies ist seinem Meisterwerk «Drätti, Muetti u der Chlyn» abzulesen. Er merkte bald, daß der Wald weitgehend das Tagwerk beeinflußte, den Jahreslauf bestimmte. So gab es für den Jüngsten auf dem Zugut nichts Langweiligeres als die Wochen im Vorwinter, wenn der Vater mit den älteren Brüdern und einigen Taunern im Staatswald arbeitete. Ihnen gelegentlich das Essen zutragen zu helfen, war natürlich kein Ersatz für das richtige Arbeiten im Walde. Simon war bereits Oberschüler im «Thal» unten, als ihn der Vater auf sein inständiges Bitten hin als Helfer an einem schulfreien Nachmittag annahm. Lang wurde ihm der Morgen, unleidlich dehnte ihn das Strafexerzieren des Lehrers noch aus, im Dauerlauf ging es nach Hause zum «Zimis», noch kauend von da in den Wald. Der Leser wird in höchste Spannung versetzt. Schließlich gilt es ernst: Der Jüngste des Bannwartes wird etwas ironisch begrüßt, aber doch als Helfer anerkannt. Dem Dichter wird diese Stelle seiner Jugenderinnerungen bedeutungsvoll. Wie hat er in den Briefen an den Freund Professor Otto von Greyerz gegen das abstrakte Schulwissen gewettert! Hier sah er einfache, starke Männer, die geschickt und behend die Hebelgesetze anwandten, ohne die Formeln zu kennen. Sie bestimmen sorgfältig die Fallrichtung der angezeichneten und entästeten Bäume, lassen sie abrutschen, ohne dem Jungwuchs zu schaden. Endlich müssen die Trämel in der Grabenrinne über Absätze und Engnisse transportiert, durchgehebelt werden. Einfache Leute verrichten hier Qualitätsarbeit zu Nutz und Frommen des Staates. Übrigens gab es während des ganzen Jahres Arbeit im Staatswald; es galt, Wege auszubessern oder zu ebnen, Jungbäume zu setzen und zu pflegen, übersetzte Bestände auszulichten. Demgegenüber treten die Versorgungsarbeiten für den Hausgebrauch zurück.

So merkte der junge Simon bald, daß der Wald unter einem höheren Gesetz stand. Das Staatsgeld aus dem Holzerlös durfte niemand antasten. Der Oberförster, der alljährlich mit dem Vater seinen Waldgang antrat, war dem Bannwart väterlicher Berater, seine Autorität galt unbedingt, sein Besuch auf dem Zugut ehrte den Bannwart, und die Mutter ließ ihre Kochkünste spielen (G. E. I: «Üse Drätti»). Daß damals irgendein Unterschied bestand zwischen der Forstauffassung des Staates und der überlieferten Bewirtschaftung des Emmentaler Waldes, wird in Simon Gfellers Erinnerungen nicht sichtbar. Der Vater hatte auch Aufforstungen zu betreuen, die der Staat an den ehemaligen steilen Küherweiden angeordnet hatte. Im Sommer, wenn das Gras zwischen den Jungtännchen hoch gewachsen war, ging hier der «Waldheuet» vor sich, eine Arbeit, die ganz besondere Sorgfalt erheischte, um die Waldbäumchen nicht zu gefährden. Das feine Heu wurde von den Kühen lieber gefressen als zähes Feldgras, und der junge Simon kam hier zu Begegnungen mit der belebten Natur: er entdeckte Vogelnester, Grasfrösche, Eidechsen, Wespennester und «Ummlere». Aus eigener Erfahrung schrieb er später von dem Emmentaler Büb: «Allem, wo scheidlet (läuft) u fäcklet (fliegt) un e Lut vüerbringt, steit sys Härz hingera offe.»

Liebe zu den Tieren war auf dem Zugut selbstverständlich, nicht jedoch ihre Färbung im naturschützerischen Sinne. Hätte dies einer hart aus der Armut sich emporarbeitenden Bauernfamilie zugemutet werden können? Nahmen die Eichhörnchen im Walde überhand, so schoß man eben, und der Habicht als Hühnerräuber fand keine Gnade, erweckte aber in den Knaben einigen Respekt. Nützlich oder schädlich bestimmten den Wertkreis oberflächlich; doch in der Tiefe des Waldes erwachten andere Gedanken, tönten andere Stimmen, erhob sich die Angst vor Ungeheuern und Gespenstern. Die Dämonie des Waldes hat in Simon Gfellers Werk ihre Spuren hinterlassen; seine Gestalten erhalten den Wald, den sie verdienen! Fürs erste lesen wir die verständige Zurechtweisung des Vaters an seinen verängstigten Jüngsten. Sein Wort bedeutete lautere Wahrheit, so wie er selber mit seinem Waldhammer und dem Bären darauf Inbegriff der Verlässlichkeit und Stärke war: «Es het au mängisch näbe mer zuehe gruuschet oder e Schyn ggäh oder süscht uf ene Wäg abetüürlig usgseh. Un i wott nid poldere (behaupten, „blagieren“), daß i nie erchlüpft syg un es mi nie tschuderet heig. Aber de han i d'Zähng zsäme bisse, bi go luege u nid vom Platzg, bis i gwüßt ha, was es ischt. U ha nie öppis erläbt, wo-n-i mer nid uf natürligi Wys hätt chönnen erkläre, u isch mer nie es Hoor gchrümmt worde. Drum man i nüt ghöre vo Unghüüre oder Gschpäischtere» («Drätti, Müetti u der Chlyn»). Vater Gfeller erscheint hier als Vertreter einer im Emmental damals gar nicht selbstverständlichen Aufklärung.

Und nun kehren wir zurück zu unserem Weg, der jetzt vom Zugut auf 1042 Metern Höhe hinab in die Täler führt. Daß man hier mit der Einzahl «Weg» nicht zurechtkommt, zeigte uns dieser Februarsonntag eindrücklich.

Denn wir gelangten von der Weide des «Nülli» und einem gleichnamigen Ausguck von Bauernhäuschen unvermittelt zum Waldbord, wechselten in steile, eingetiefte Waldpfade oder Holzlasse mit weichem, nassem Schnee und standen schließlich auf dem Hügelrücken des Laternengrabens. Durch einen stotzigen Fahrweg und über einen schneeharten Hang mit Hundegebell erreichten wir den Graben und eilten von hier «zu Thal». Simon Gfeller hat von mindestens einem halben Dutzend solcher Schulwege gesprochen. Sie wechselten je nach dem Reifegrad der Äpfel oder Pflaumen, der Graubirnen oder nach dem Vorhandensein eines bösen Munis — immer aber nahm ihn der Wald auf und beanspruchte ein Gutteil seiner Schulzeit. Der Oberschüler Simon Gfeller wurde bald zu einem Kenner der heimatischen Wälder bis hinauf zu der Lüdern; auf der Morchelsuche, beim «Büchslen» oder Vaganten lernte er sie bis in jeden «Tanntschupp» hinein kennen. Als er nach zwanzig Jahren sein Geburtshaus aufsuchte, fand er noch blindlings den Weg zum Wald. Mit scharfem Auge hat er die belebte Natur und auch das Lichterspiel bis hinunter zu den Waldpflänzchen erspäht. Nicht minder angespannt arbeitete sein Gehör. Eine Reihe prachtvoller, zum Teil lautmalender Tätigkeitswörter gilt den Geräuschen des Waldes: Die Vögel «lieden» auf den «Tannstülleren» (Wipfeln), im Gesträuch «häscheret» und «flüderet» es, die «Huuri» (Eulen) und namentlich die «Wiggle» (Steinkauz) «hulööre», «holeie» oder «weiße» (scharf und warnend rufen), der «Moospuz» («Moosweih», Rohrweihe) «piägget», und Simon Gfeller hat solche Laute in lustigen Nachahmungssprüchen aus überliefertem Volksgut festgehalten. Otto von Greyerz wußte des Freundes Naturnähe und Kenntnis der Tierwelt in seiner «Deutschen Sprachschule für Berner» zu nutzen. Simon Gfellers bedeutsame Mitarbeit am ersten Band «Lützelflüh» von Emanuel Friedlis Gesamtwerk «Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums» sei hier nur am Rande erwähnt.

Der Dichter hat sich nie lange von den Wäldern entfernt. Das Schulhaus auf der Egg, wo er und seine Frau 33 Jahre lang wirkten, blieb ihnen nahe. In seinen älteren Jahren machte er Ferien im Tessin; der dortige Wald konnte ihm nicht gefallen. (Vgl. «Briefwechsel zwischen Simon Gfeller und Otto von Greyerz».) Das längste Fernsein von der Heimat stellte sein Studienaufenthalt im Seminar Hofwil bei Münchenbuchsee dar. «Seminarzyt» (G. E. VI) ruft diese nicht unbedingt glückliche Zeit zurück, gefüllt mit Problemen, Bildungsdrang, dem Anspruch und der Empfindlichkeit der Jugend, ernst genommen zu werden. Der weite geistige Umkreis drohte die Mundart zu sprengen, und auch der Wald tritt zurück, doch nicht völlig. Zwei ganz verschiedene Beziehungen zum Walde werden berührt. Wir lesen von einer nächtlichen Fußreise Simon Gfellers und eines Kameraden; sie führte quer über Hügel und Wälder der Heimat zu. Die Jünglinge tasteten sich durch das Dunkel, kämpften mit streunenden Hunden und mußten ihre Stecken brauchen. Das ist biographische Episode. Anders die Heimkehr

des jungen Seminaristen zum Begräbnis der Schwägerin. Hier gönnte uns Simon Gfeller etwas Seltenes und Köstliches, eines seiner dichterischen, zarten Waldbilder: «Zwüsche de Stämmen u Eschte düre het ihm d'Obesunne mit ihrem warmrote Glanz der Wäg feschtlich erlüüchtet u farbigi Strymmen (Streifen) und Zaggeli uf e Wäg gstreut. Es n-jedersch Chrümpli (Wegkehre), en jedere Stei, en jederi Würze u es n-jedersch Tschuppli u Buschli het ne vertrauet agmuetet u früntlig grüebet. Wie we sie-n-ihm d'Armen etgäge streckti, isch es gsi. U all das Vertrauete u Schöne het ne so gfange gnoh u ygspunne un ihm wohl to.»

Simon Gfellers Freundschaft mit dem Walde gab seinem Dichten Nahrung. Sie schenkte ihm das Bild einer höheren Gerechtigkeit, half ihm, seine Sprache anschaulich machen, seine Gestalten prägen. Dabei kommen Düsternis und Grauen vor, Orte, wo einer sich das Leben nahm, wo ein Toter verweste, und wir denken unwillkürlich an das Grauen der damals viel ausgedehnteren Wälder des Ruhrgebietes, die einer Annette von Droste-Hülshoff die Novelle der «Judenbuche» eingegeben haben. Doch der emmentalische Wald bleibt überblickbar, und seine wohltätige, heilende Rolle, seelisch und leiblich, überwiegt bei weitem. Die nach dem Urteil des Arztes unheilbar Kranke in «Frauenwille» (G. E. «Steinige Wege», IX) begehrt einen Wacholderzweig und einige Weißtannenzweige zu ihrer Genesung. Sogar der Stumpenfritz in der ernsten, ebenfalls hochdeutsch geschriebenen Erzählung «Bürden» (G. E. «Geschichten aus dem Emmental», VIII) kann seine Leidenschaft bezwingen, solange er das strenge Tagwerk des Tannenstumpens im tiefen Walde ausübt.

Der Wald bietet dem Armen Hilfe in äußerer Not. Die mit kräftigen Mundartworten durchsetzte Erzählung «Das Rötelein» (G. E. VIII) schildert das Leben einer Kleinstbauernfamilie. Ein Stücklein Waldes gehört ihnen als letzter Notpfennig. Die Eschen am Bach liefern Futter für die hungernde Kuh während der Dürre, und die tüchtige, kleine Frau, das Rötelein, läßt sich von der Ernte im Grasbogen und vom Entlauben nicht abbringen. Das stellt natürlich eine primitive, schädigende Nutzung dar, und doch geschieht sie nicht ohne Bedacht, ohne Herz. Eine der geschlossenen Erzählungen Simon Gfellers, in der sich wurzelechter Humor und die Liebe zu überliefertem Sprachgut die Waage halten, ist «Chläpfer-Änni» («Em Hag no», G. E. I). Die Güte dieses einfältigen Frauelis hat den jungen Simon einmal tief beschämt. Diese Tagelöhnerin gewinnt ihr Holz aus dem Wald, sie entästet einmal sogar eine kleine, angedorrte Tanne, nicht ohne Werweisen und Gewissensbisse; schließlich überläßt sie den nackten Stamm einem künftigen Holzsammler. Chläpfer-Änni spürt, daß dem Wald auch Pflege und Lohn gebühre, und sie besorgt dies auf ihre Weise. Noch lange nach ihrem Tode fand man eingesteckte Tannzapfen auf kleinen Lichtungen; hier hatte Änni Tannen säen wollen! Wie wohltätig sticht dieses Änni, in vielem Gotthelfs «Käthi die Großmutter» verwandt, ab von dem seelen-

losen Werkscheit Lise in den «Bürden»! Es ist hier nicht der Ort, dem Symbolgehalt dieser Erzählung nachzugehen, doch ist die rauhe, wütige Art von Lises Schaffen in Feld und Wald kennzeichnend für ihre verschüttete Seele.

Unsere Bundesverfassung erlaubt jedermann das Betreten von Weide und Wald; diese Freiheit setzt Verantwortung voraus. Ohne es lehrhaft auszusprechen, adelte Simon Gfeller das besitzlose Änni, die ärmlichen Tagelöhner, die diese Verantwortung am Walde empfinden und ihr nachleben. Wer aber einen Wald besitzt, laut Kaufbrief oder als wichtigen Bestandteil eines alterwobenen Heimwesens, wird ihn erst recht schonen und danach trachten, über die Nutzung des Augenblicks hinaus zu gelangen. Am eindringlichsten hat dies Simon Gfeller in seinem Spätwerk «Eichbüehlersch» (G. E. II) festgehalten. Er nennt diese Schilderung dreier bäuerlicher Generationen zwar bescheiden «E Wägstrecki Bureläbtig», doch dürfte das Buch, nach Umfang und innerem Gewicht, auch die Bezeichnung «Roman» tragen. Gewiß ging es ihm hier, wie in vielen seiner Erzählungen, vor allem darum, die Gefahren des Alkohols aufzuzeigen, seinen scheinbar harmlosen, menschlich sogar gewinnenden Anfang, den verhängnisvollen Verlauf der Krankheit, der nur zwei tüchtige Frauen standzuhalten vermögen. Diese Frauen, Änni und Kätheli, sind treu und stark wie die Eichen auf dem Hügel, die dem Buch den Namen gegeben haben. Von dem Eichbühl blickt man weit hinaus ins Land. Hier zeigt der junge Bauer Res dem künftigen Schwiegervater Land und Heimet, vor allem auch den Wald. Viele stolze Tannenriesen sichern den Bestand, zeugen von der Hablichkeit der Besitzer. Dieser Reichtum wird nicht ausgemünzt. Für diesen Wert hatte Änni ein scharfes Auge bei seiner Badreise: «Mängisch müessi sie sogar uf große Höfe der Batze zwuri (zweimal) dräje. Dert düre drückt üs der Schueh de gottlob nid. U mit Wald sy mer de vilicht o no chly besser versorget, wede die Chünge (Könige) do i der Äbeni nide.»

Auch der Schwiegervater Burgdorfer spendet Lob. Er kennt sogar einen Fachmann, einen Professor. Sein Name lautet «Habermeier», und damit sichert sich Simon Gfeller vor dessen hohen Worten ab: «Dä wurd de einwider brichte dervo, wi i settigne Howaldreviere d'Schutzängel vo der Landwirtschaft ihri Bhusig heigi, d'Wind- und Wassergeichter, wo's Klima mild u hilb (windgeschützt) machi u der Bode fruchtber.»

Unserem Dichter waren die neueren Erkenntnisse von der Bedeutung des Waldes wohlvertraut. Die schriftdeutsche Betrachtung «Die Wälder und der Tod», von der er in einem Briefe an Otto von Greyerz (vom 17. November 1939) schreibt, konnte er leider nicht mehr ausführen. Soweit und solange er mit seiner Mundart unter den Emmentalern weilte, sprach er vom Walde einfach und realistisch. Ganz aus eigenem, und das heißt im Innersten als Idealist, spricht er sich in seinen Briefen aus. Er scheute sich nicht, Otto von Greyerz von dem Traum eines Wundervogels im Walde zu erzählen. Er

konnte es fast nicht erwarten, den Freund durch seine Wälder auf die Egg zu führen. Und wenn Simon Gfeller die sentimental Waldstimmungen verdammt, so war dies Abwehr von Unechtem ebenso sehr wie Sorge zu Echtem, das tief in ihm lebte. Den Freunden hat er sich geöffnet, auch seinen Schülern, denen er im Geiste der Ehrfurcht Vögel und Insekten, die Pracht ihrer Wälder aufzuzeigen suchte. Der Wald schenkte ihm auch die Augenblicke der Andacht, und ich glaube, daß unser Emmentaler Dichter zu dem bis ins Alter gestanden hat, was er einst Josef Reinhart in Solothurn geschrieben: «Neujahr ist hier oben allemal weihevoll; von sieben, acht Dörfern wehen die Glockenklänge zitternd über Hügel und Wälder; unten rauscht die Emme, und die Tannen stimmen leise ein; daneben Stille und wohlthuende Einsamkeit.» (G. E. X).

Simon Gfeller ist auch in seinen Briefen nicht von den strengen Anforderungen an Kürze und Wahrhaftigkeit abgewichen, die er sich in seinen Erzählungen gestellt hatte. Als Mensch und Dichter steht er dort am höchsten, wo er ganz aus seinem Erinnern sprechen, Vergangenes neu beleben durfte. Der Wald als Bewahrer und Lebensspender ist aus dieser Erinnerung nicht wegzudenken. Mögen beide, der Dichter Simon Gfeller und sein Emmentaler Wald, die Jahrhunderte überdauern!

Die Anmerkungen beziehen sich auf Simon Gfellers «Gesammelte Erzählungen», Bände I–X, ferner auf den «Briefwechsel zwischen Simon Gfeller und Otto von Greyerz 1900–1939». Beides im Francke-Verlag, Bern.